**Zeitschrift:** Wissen und Leben
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 22 (1919-1920)

**Artikel:** Bekenntnisse und Erkenntnisse
**Autor:** Schuchardt, Hugo
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-750069

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# BEKENNTNISSE UND ERKENNTNISSE[1]

Ich bin bloß ein Splitterchen von einem zersplitterten großen Volke, das man am liebsten ganz zerquetschte zur Strafe dafür, dass es den Weltkrieg verschuldet habe. Zwar meine ich, dass nicht wir allein die Schuld tragen, sondern auch die Andern, ja, dass der Weltkrieg im Grunde eine Weltschuld bedeutet; doch sträube ich mich nicht gegen das „Recht" des Siegers. Es ist freilich nur die Macht des Gewinners; mindestens sollte man es als Zivilrecht auffassen, nicht als Strafrecht; das jedoch tut man; man will die Deutschen nicht einfach strafen, man will sie züchtigen, insgesamt, also auch den Einzelnen. Dadurch bin ich zur Selbstprüfung angeregt worden, wie weit auch ich als Ursache beteiligt sei, und ich lege deren Ergebnis hier vor, sowohl zu meiner Rechtfertigung in den Augen derer, die mich kennen, wie zur Belehrung weiterer Kreise.

Ich würde das nicht wagen, wenn mich nicht ein Umstand begünstigte.[2]) Die neueste Geschichte pflegt man mit 1870 zu

---

[1]) Das Manuskript von Hugo Schuchardt, abgeschlossen am 31. Mai, kam infolge verschiedener Umstände erst am 23. August bei uns an. Wegen seiner Länge musste es wiederholt zurückgelegt werden, denn ich mochte es nicht in zwei Teile zerreißen.

Briefe von Hugo Schuchardt, die ich seither erhielt, erklären, dass er heute, durch verschiedene Tatsachen aufgeklärt, manche Auffassung ändern würde; er wolle jedoch das Ganze nicht wieder umarbeiten; es sei daher das Datum der Niederschrift wohl zu beachten.

Hugo Schuchardt, geboren 1842, ist nicht nur der geniale Altmeister der romanischen Philologie; seine Bedeutung geht weit über die Grenzen dieses Faches hinaus. Persönlich habe ich ihn nie gesehen, bin ihm aber schon von den Studienjahren her zu großem Dank verpflichtet; ich verehre und liebe in ihm den Gelehrten, und noch mehr den Menschen. Ich weiß, wie sehr er in den Kriegsjahren nach der Feststellung der Wahrheit strebte, ohne sie erreichen zu *können*. Viele Stellen seiner „Bekenntnisse und Erkenntnisse" leiden unter dieser unvollständigen Information, wie auch darunter, dass er das junge Frankreich nicht aus direkter *Anschauung* kennt. Hier will ich aber mit dem verehrten Meister nicht streiten und komme erst später auf einzelne Punkte zurück. Der Artikel ist ein aufrichtiges Dokument. Mit Männern wie Schuchardt hat die Meinungsverschiedenheit keinen Einfluss auf die Hochschätzung und dankbare Liebe BOVET

[2]) Aber ich würde mich auch nicht ohne äußeren Anlaß dazu entschlossen haben. Sobald mir im vorigen Spätherbst *Das werdende Europa* vom 15. Oktober zugekommen war, richtete ich an den Herausgeber, Prof. G. Fr. Nicolai in Kopen-

beginnen; die wenigsten Lebenden, und zu ihnen gehöre ich, haben dieses Jahr als Erwachsene erlebt, und gerade die vorhergehenden Jahre sind von großer Wichtigkeit für die Würdigung der Gegenwart. Wir Alten tragen das doppelte Leid; wir sind von einer Höhe herabgestürzt, die wir erst in langwierigem mühseligem Anstieg erreicht hatten; aus jener Zeit lebt noch Unwägbares in uns; die Stimmung von damals schimmert in unserer heutigen noch hindurch. Wie ich die Dinge gesehen und gefühlt habe, will ich in schlichten Worten mitteilen, ohne Verschämtheit, ohne Furcht vor Spott und Tadel; und mehr in sachlicher als in zeitlicher Reihenfolge. Man erwarte keine eigentlichen Aufklärungen; ich bin nie Politiker, Parteimann gewesen, kenne die diplomatische Geschichte nicht gründlich, habe mich nie mit Volkswirtschaft beschäftigt; Krieg und Frieden habe ich stets aus einem einzigen Sehwinkel betrachtet, dem der Sprache oder dem des Volkes — denn beide fallen für mich zusammen. Die andern Betrachtungsweisen, die wirtschaftliche, militärische, geschichtliche sind dieser untergeordnet; dass man sie alle ganz nach Willkür miteinander zu verquicken liebt, ruft immer von neuem Zwist und Krieg hervor. Fr. W. Foerster hat in seinem ausgezeichneten und reichhaltigen Buche: *Weltpolitik und Weltgewissen* 1919 diesem Problem der Sprache nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Nationalgefühl steht also im Vordergrund und lässt sich daraus nicht von jenen Übernationalen verdrängen, die das von Haus aus sind, die sich also nicht erst aus dem Nationalismus emporgearbeitet haben. Aber auch da, wo dies geschehen ist, handelt es sich nicht um einen Gegensatz zwischen National und Übernational, sondern jenes bleibt neben oder in diesem. Von weiteren Auseinandersetzungen sehe ich ab und begnüge mich, die Grundlagen anzudeuten, auf denen mein Nationalitätsgefühl erwachsen ist. Kein deutsches Land bietet günstigere als das an Sagen und

---

hagen, einen Brief, in dem ich ihm zustimmte, dass „die Bedingungen des Friedens nicht die Quelle künftiger Kriege werden" dürften und überdies meine besondern Anschauungen darlegte. Aus dem werdenden Europa ist, wie ich schon damals vermutungsweise aussprach, ein sterbendes geworden, und dadurch die Veröffentlichung meines Briefes unmöglich. Ich arbeitete den Brief um und sandte ihn unter dem Titel: *Vae victis!* an die Kopenhagener Zeitung *Politiken*; dort geriet er in Verstoß. Mit vielleicht undankbarer Zähigkeit habe ich es nun zu einer letzten „Aufmachung" meiner Gedanken gebracht.

geschichtlichen Erinnerungen reiche und von herrlichem Walde geschmückte Thüringen. Die Zerstückelung in Duodezstaaten und Enklaven, die auf der Karte den Eindruck von Pinselausspritzungen macht, hat ihr Gutes; man wird über sie nie das große Vaterland vergessen; man kann singen: Ich bin ein Preuße, aber nicht: Ich bin ein Sachsen-Koburg-Gothaer. In diesem Thüringen, und zwar in Gotha, geboren, hatte ich von klein auf Gelegenheit, mich im Näheren und Weiteren umzusehen. Die Ruinen von Burgen und Klöstern taten es mir zuerst an. Die drei Gleichen wurden meine Lieblinge; dann kamen die erhaltenen Burgen, vor allem die Wartburg, die ich noch vor ihrer vollendeten Wiederherstellung sah — der niedere Sängersaal setzte mich in Verwunderung. Von diesem Schauplatz Tannhäusers war es nicht allzuweit zu seiner Sommerfrische, dem Venus- oder Hörselberg; durch das enge Hörselloch versuchte ich einmal, natürlich umsonst, ins Innere zu dringen. Beim Anblick von Mönchsschrift geriet ich geradezu in Wonne; besonders gern wallfahrtete ich daher zu den Grabmälern des alten Landgrafen im Kloster Reinhardsbrunn. Zuhause vertiefte ich mich in Sagenbücher und Chroniken; dann auch in Grimms *Deutsche Mythologie* und ähnliches. Lebendig wurde mir das Tote erst in Scheffels *Ekkehard,* den ich immer wieder las. Hermanfrids, des letzten Thüringerkönigs, Schicksal ging mir sehr nahe, fast bis zu einem Dramatisierungsplan, und für unsern Stammvater Tuisko begeisterte ich mich so, dass ich meinen Eltern versicherte, ich wollte mich redlich bemühen, ihm zu gleichen, was zu meiner großen Enttäuschung ihnen nicht einmal ein Beifallslächeln entlockte. Oft stieß ich den kindischen Sehnsuchtsseufzer aus: ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich nur einen Tag im Mittelalter leben könnte (später würde mir der *Simplicissimus* geantwortet haben: das ist ja sehr leicht).

Wie innig nun auch Mittelalter und Deutschtum in mir verknüpft waren, vielfach griff jenes über dieses hinaus. Die Lieblingsdichtung meiner Kindheit war Herders *Cid,* und Uhlands *Bertran de Born* prägte sich mir so tief ein, dass ich es noch jetzt für mich hersagen kann; und ich tue es, wenn mich der Schmerz über die Gegenwart allzusehr bedrückt: „Da, wie Autafort dort oben, Ward gebrochen meine Kraft . . .“ Meine Mittelaltersschwärmerei betätigte sich noch in mannigfacher Weise: im Sammeln von Sieglen

und Münzen, im Zeichnen von Wappen und von Stammbäumen, im Entziffern von Pergamenturkunden, die mein Vater in Verwahrung hatte, und sogar in der Gründung eines Vehmgerichtes. Zwei von mir stark benützte Bücher waren ein altes Wappenbuch und ein preußisches Adelslexikon in fünf Bänden, die mir eine Patin geschenkt hatte; bei ihr erbaute ich mich auch von Zeit zu Zeit an Hübners *Genealogischen Tabellen.* Lauter Studien, die durch die Schularbeiten aufs Unliebsamste behindert wurden.

Wie man sieht, hat an dem „feudalen" Dunstkreis, der meine kindliche Seele umgab, die lebende Umwelt mitgewirkt. Dazu ein paar Ergänzungen. Der Vater meines Vaters war Kaufmann und Hausbesitzer; die Mutter stammte vom Land, ich denke, sie war die Tochter eines Pächters oder kleineren Gutsbesitzers — sie machte gelegentlich Verse. Der Vater meiner Mutter gehörte einem Westschweizer-Patriziergeschlecht an, war Botaniker und (französischer) Dichter, Geh. Legationsrat und vom Herzog August von Gotha geadelt; die Mutter aus altem sächsischen Landadel — sie machte keine Verse, spann aber fleißig am Spinnrocken und interessierte sich für die Butterpreise. Mein Vater war Advokat, ein unermüdlicher Arbeiter und lustiger Gesellschafter; einst Burschenschafter, machte seit seinem fünfzehnten Jahre sehr gewandte, meist schwärmerische Gedichte (besuchte 1829 den Kollegen Goethe in Dornburg und speiste bei ihm zu Mittag), später nur Gelegenheitsgedichte, oft in lateinischer Sprache. Meine Mutter war Hoffräulein bei der regierenden Herzogin gewesen und diese stand Gevatter bei mir; sie kam zur Taufe in mein Elternhaus und spielte da eine Partie Whist, mein erstes Kartenspiel also, dem ich freilich nur als Kiebitz beiwohnte. Aus diesem und noch andern Umständen erklärte es sich, dass meine Eltern, obwohl bürgerlich, zur „ersten" Gesellschaft gehörten, das heißt auf der Liste derer standen, bei denen vornehme Ankömmlinge vorfuhren und Karten abwarfen. So kamen wir auch mit Augustenburgs (Friedrich VIII!) in nähere Beziehungen. Kurz vor dem französischen Krieg fand dort ein großes Fest statt, mit lebenden Bildern, an denen auch die nachmalige Kaiserin teilnahm; ich hatte erklärende Verse zu den Bildern zu sprechen. Um dieselbe Zeit genoss ich die Ehre, mit Serenissimus und Emil Devrient die Bühne, allerdings sehr vorübergehend,

zu betreten, was mir das Vergnügen eintrug, mich in Lindaus *Kleinstädterbriefen* genannt zu sehen.

Da Ernst II. hier unter dem Stichwort „feudal“ steht, so muss ich, obwohl es nicht unbekannt ist, hervorheben, dass er feudal weder im politischen noch im gesellschaftlichen Sinn war. Mit seinem Adel stand er nicht auf bestem Fuß, und zwar wegen der Domänen. Einer von den vielen Ausländern, die ihn besuchten, fragte ihn einmal, welcher Unterschied zwischen den Landtagen von Gotha und Coburg bestände; der Herzog, auf die beiderseitige Ablehnung seiner Forderungen anspielend, erwiderte: Die einen sagen *nä* (thüringisch), die andern *na* (fränkisch), d. h. nein. Vielleicht war es derselbe Fremde, der ihm bei Tafel seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie zahlreich die Familie von W. sei; ja, sagte der Herzog ziemlich laut, wo man hinspuckt, spuckt man auf eine W. — und nicht weit von ihm saß die Hofdame J. von W. Da der Adel bei ihm so leicht wog, teilte er ihn auch leicht aus (angeblich kostete er nur einen Beitrag zu einem Standbild seines Ahnen Ernst des Frommen); deshalb hieß er Ernst der Adler. Das Gegenstück unseres Herzogs und wie ich glaube, das Urbild des Serenissimus der Witzblätter, war der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ein liebenswürdiger, aber steifer Herr, mit dem andern wohl nur in mäcenatischen Neigungen übereinstimmend. Als ich ihm 1869 auf der Wartburg aufwartete, um ihm einen Brief des Herzogs von Sermoneta in Rom zu überbringen, wurde ich zur Tafel gezogen, und bei dieser Gelegenheit bemerkte ein gleichfalls geladener Schriftsteller, A. Silberstein (er bekam auch nachher den weißen Falken und dazu einen hübschen Glückwunsch von P. Lindau in der *Gartenlaube)*: Königliche Hoheit machen Weimar zu einem Mekka für alle usw. usw. Der Großherzog antwortete mit einem mir unvergesslich komischen Ernste: Das sollte mich wirklich sehr freuen. Weit später, bei einer feierlichen Sitzung unserer, der Wiener Akademie der Wissenschaften, nahm ich die gleiche Geste bei ihm wahr; der Festredner schloss mit einem Goethischen Zitat und der Fürst bedankte sich dafür wie für eine persönliche Huldigung. Der Hof von Quadrilätsch (so hieß bei den Gothaern der Großherzog als Sohn von Trilätsch und Enkel von Bilätsch) war ganz feudal; ein Graf K. übersiedelte, als Stallmeister, von Weimar nach Gotha, weil seine Gattin als nicht „Geborene“ dort nicht hoffähig war.

Von meiner eigenen „Feudalität“, so weit sie gesellschaftlicher Art war, ist nicht viel zu sagen; sie konnte nicht anders als bescheiden und farblos sein; und sollte ich mich je mit falschem Flitter geschmückt haben, so ist er von der Luft der weiten Welt bald abgestreift worden. Vorzuwerfen habe ich mir vielleicht nur das schweigende Anhören mancher „agrarischen“ Ausdrücke, die ich schon damals ebenso geschmacklos fand wie das „Vox populi, vox Rindvieh“ des Januschauers, in der betreffenden Presse als glückliches Kraftwort gepriesen. Wohl aber glaube ich hier einige Bemerkungen über mein Verhältnis zum Militär anknüpfen zu dürfen, um so mehr, als mir beim Ausbruch des letzten Krieges in dem Briefwechsel mit neutralen Freunden der „Militarismus“ viel zu schaffen machte. Die Verwirrung, die dieses Schlagwort in den Köpfen anrichtete, äußerte sich auf doppelte Weise. Man verwechselte Kriegsziel und Kriegsmittel; wie jener Marquis bei Molière auf alle Fragen antwortete *tarte à la crême,* so war nun die einzige Antwort: der deutsche Militarismus. Und man verwechselte den äußern und den innern Militarismus. Jenen, die Übersteigerung der militärischen Kräfte, gab es auch anderswo, diesen in gleicher Art allerdings nicht, aber in gleichem Maße mindestens in Russland. Jenem nur konnte man die Schuld am Kriege beimessen, nicht diesem. Als Kind habe ich nicht, wie andere Kinder, mit Bleisoldaten zu spielen geliebt, zu „Räuber und Gensdarm“ im Freien war ich stets bereit; als Siebenjähriger habe ich mit Kameraden bei einem Unteroffizier Exerzierstunden gehabt, bin aber später im Ernste von derlei verschont geblieben; von militärischen Dingen habe ich so gut wie nichts verstanden, und wenn ich einmal einem Manöver beigewohnt habe, so war dabei kein sachliches Interesse im Spiel. Kurz, ich war nicht militärisch, ich war nur militärfreundlich, oder, wenn man will, militärfromm. Das war schon mein Vater im höchsten Grade, doch ohne jede Unterwürfigkeit, und er war seinerseits in Offizierskreisen sehr beliebt; auch er hatte nicht gedient, obwohl er mit seiner strammen Haltung und im stets zugeknöpften Rock von Fremden für einen ausgedienten Offizier gehalten wurde. Dienst geleistet hatte er zwar in der Bürgerwehr, unter den „Grünschützen“; aber dieser Dienst bestand aus einer Reihe von Unbotmäßigkeiten, Schabernack, Verspottungen (mit Bleistift und Feder), die haupt-

sächlich gegen einen Vorgesetzten, den „Käsehändler“ Z., gerichtet waren.

Solange ich in Gotha meinen ständigen Aufenthalt hatte, verkehrte ich fast ausschließlich mit Offizieren (seit der Militärkonvention von 1862 waren sie preußisch), und habe in dieser Gesellschaft die angenehmsten Stunden verbracht. Die Überheblichkeit des Militärs empfand ich persönlich kaum, oder, worauf mich mein Vater hinwies, als Naturnotwendigkeit; z. B. erschien ein Zivilist als Leiter eines Festes oder einer Vergnügung geradezu undenkbar. Besonders stolz kamen mir später die bürgerlichen Reserveleutnante vor, z. B. in Halle mein Zimmer- und Tischnachbar, der Privatdozent Dr. Schum, ein tüchtiger, leider früh verstorbener Mann, der aus dem Lederhandel, wenn ich nicht irre, in die Geschichtswissenschaft übergesprungen war; an einem Tage der Kontrollversammlung zeigte er sich in seiner Gardeuniform gegen den Ordinarius sehr herablassend. Ich habe nie recht verstanden, warum ein Offizier eine besondere Ehre habe, und um sie zu verteidigen, eine Waffe tragen müsse, was ja zu manchen Ausschreitungen gegen Zivilisten geführt hat; ich erinnere an den Hausknechtmord von Sobbe und Putzky. Die militärischen Strafen sind mir oft barbarisch vorgekommen; doch war der Lattenarrest längst bei uns abgeschafft, weit früher, wie ich glaube, als anderswo die neunschwänzige Katze und die *crapaudine*... Meine — begreiflicherweise nicht öffentliche — Kritik machte auch vor der Majestät nicht Halt. Ich hatte Wilhelm I. noch 1864 am Tage meiner Doktorprüfung in Bonn zugejubelt, als er zum Besuche seines Husarenregimentes dorthin gekommen war, und war später empört über ihn, als er eine Landwehrmannschaft zu langjähriger Festungsstrafe verurteilte, weil sie seine Begrüßung nicht, wie es vorgeschrieben war, erwidert hatte. (Das aber kam daher, weil sie in Viehwagen befördert worden war.)

In eine so wirre Zeit der deutschen Geschichte fiel meine frühe Kindheit, dass ich keine geordneten Eindrücke daraus bewahren konnte. Unter Namen wie Blum und Hecker und dem der Freischärler im allgemeinen dürfte ich mir eher Märtyrer und Helden als Verbrecher vorgestellt haben, und dies wohl dank der netten und geweckten Ricke, der Dienerin meiner mütterlichen Großmutter (sie blieb ein halbes Jahrhundert in der Familie). Nahe berührt wurden die Meinigen durch die kriegsrechtliche Erschießung (1849)

von A. v. Tr., dem Sohne eines meiner Paten: von mir erhielt die Nachricht meine von einer Reise zurückkehrende Mutter. Angeschautes haftete natürlich länger im Gedächtnis, so vor allem der dem Herzog Ernst II. im Mai 1848 dargebrachte Fackelzug — über seinem Haupte schwebte damals für einen Augenblick der Schimmer der deutschen Kaiserkrone. Eine weniger deutliche Erinnerung habe ich von der Truppenschau, die noch in demselben Jahre der Reichsverweser Erzherzog Johann auf dem Boxberg bei Gotha abhielt, und der ich stundenlang beiwohnte. Übrigens wurden uns die Ereignisse dieser und der folgenden Zeiten durch Patience-(Zusammensetz)-Spiele eingeprägt. Hannibal Fischer, der Flottenversteigerer (1852), lebte in mir unter dem Bilde eines Vaterlandsfeindes fort; vielleicht trug dazu sein seltener Vorname bei. Aus einem Gedichte des Grafen Strachwitz behielt ich die beiden an Deutschland gerichteten Verse: „Herzblatt du der Weltenblüte, Dass dich Gott in Gnaden hüte", weil sie mir ins Herz drangen, und wegen ihrer Dunkelheit für mich die beiden andern: „Dass kein Marat dich verführe, Und dich dann septembrisiere".

Als Korpsstudent war ich natürlich „feudal", wenigstens in Bonn, nicht so sehr in Jena. Überhaupt trat bei den Korps das Politische noch nicht so scharf hervor wie in den letzten Jahrzehnten, und meiner Natur lag es besonders fern. Immerhin legte ich mich in der Konfliktszeit 1863 einmal, beim Frühschoppen, so lebhaft für Bismarck ins Zeug, dass ich mir fast mit einem liberalen, aber adeligen Referendar in die Haare geriet.

Bismarck war von Anfang an ein Junker und ist es im Grunde immer geblieben. Wie alle, habe ich seine Kunst und seine Kraft bewundert und als Deutscher ihm Dankbarkeit gezollt; aber immer habe ich mich fragen müssen: wie hätte man ihn beurteilt, wenn der Erfolg ausgeblieben wäre? und er konnte ausbleiben. Dadurch unterscheidet er sich von den italienischen Staatsmännern, die von vornherein auf breitem Boden standen: er war nicht zuerst ein guter Deutscher, sondern nur ein guter Preuße; er hat Deutschland geschmiedet, ja, aber er ist selbst erst zum Deutschen geschmiedet worden, wie Wilhelm I. fast wider seinen Willen zum deutschen Kaiser gemacht worden ist. Als wir ihn, um das nebenbei zu sagen, zum ersten Male mit der Kaiserkrone auf den Münzen sahen, kam uns das fast lächerlich, wenigstens widerspruchsvoll vor; ebenso fand der

Beiname „der Große“, den ihm sein Enkel gab, keinen Anklang im Volke (er hätte ihn den Glücklichen nennen sollen). Bismarck ragte hoch über Wilhelm I. empor, aber er war ein treuer Diener seines Herrn. Die Deutschen Österreichs haben ihm eine Heldenvergötterung gewidmet, wie sie mir überhaupt von jeher unfassbar gewesen ist; er hätte ihnen, nach Österreich verpflanzt, nicht die Erfüllung ihrer Wünsche gebracht und nicht bringen können; er hätte sich nur als ein klügerer und kräftigerer Taaffe erwiesen. Ich sah in Bismarck denjenigen, der Preußen zu dem für Deutschland machen konnte, was Piemont für Italien war; man hatte lange genug gerufen: durch Freiheit zur Einheit!

Der Beginn des deutschen Krieges von 1866 fand mich als glühenden Preußen; ich wäre gerne mit in den Krieg gezogen, aber das ging aus sehr verschiedenen und sehr triftigen Gründen nicht. Im Juni dieses Jahres waren die Gemüter in meiner Vaterstadt auf das Höchste erregt; wir alle hatten Freunde und Verwandte in den feindlichen Heeren, Brüder standen sich gegenüber. „Wie ist es möglich, dass Deutsche auf Deutsche schießen!“ hieß es, und die Offiziere antworteten: „Ach was, ich bin ein Preuße.“ Am Tage des Gefechtes von Langensalza ging ich mit Gerstäcker ein Stück auf der Langensalzaer Landstraße; wir glaubten Kanonendonner zu hören; er aber rief wiederum: es ist nicht möglich. Am zweiten Tage nach dem Gefecht fuhr ich mit einigen Herren nach Langensalza; wir kamen gerade zur Waffenstreckung der Hannoveraner. Im Gasthof sprachen wir mit Offizieren; sie freuten sich, trotz allem, dass sie einen „lütten“ Sieg erfochten hätten; ich war begeistert von ihrer Würde, ich liebte sie, die Deutschen. Auf dem Rückwege sahen wir die Feinde von vorgestern miteinander fraternisieren und das gleiche war in den folgenden Tagen in Gotha wahrzunehmen. An einem Abend fanden sich einige hannoversche Offiziere bei uns ein; mein Vater braute eine Bowle und trank auf das Wohl der hannoverschen Armee; er lud mich, der ich in einer Ecke saß, ein, an den Tisch zu kommen und mitzutrinken; ich lehnte ab. Doch gerade durch den Gegensatz drang das Gefühl der Zusammengehörigkeit nur noch stärker hervor; das Gefecht hinterließ fast den Eindruck einer blutigen Mensur.

Ich hoffe, man wird hieraus entnehmen, dass in meinen jungen Jahren, was innere Politik anlangt, meine Anschauungen nicht

gewechselt haben, aber das war nur deshalb nicht, weil sie im Gesellschaftsleben begründet waren. Wenn ich, gewissenhafter Prüfung zufolge, auch in der Folgezeit keine Schwenkung durchgemacht habe, ja nicht einmal ein Schwanken, so verhält es sich damit etwas anders, ich war eigentlich nie weder konservativ noch liberal; ich vermochte mir überhaupt keine parteimäßige Auffassung anzueignen; ich suchte in jedem einzelnen Falle, der mich interessierte, zu einer eigenen Wertung zu gelangen. Der jesuitische Spruch: *Fortiter in re, suaviter in modo* möchte ich gern umordnen: *Suaviter in re, fortiter in modo:* ein Mittleres, aber nicht erst durch Zugeständnis und Ausgleich Gewonnenes, sondern Ursprüngliches, Grundsätzliches, mit größter Entschiedenheit festzuhalten! Ich glaube, ich bin hierin meiner Mutter nachgeartet, die das lebhafteste Gefühl gegen jede Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Misshandlung hatte und dann ihrem Zorne freien Lauf ließ, auch da, wo sie ganz aus dem Spiele war und wo sie mit ihren überkommenen oder bei Hofe erworbenen Ansichten in Widerstreit geriet. Manchmal bekannte sie sich dann als Demokratin. Mein Vater war Opportunist, meine Mutter nichts weniger als das.

Bevor ich nun von meiner äußeren Politik, von meinem allenfallsigen Anteil an der Kriegsschuld rede, muss ich, da sie ja wesentlich Sprachpolitik ist, mein allgemeines Verhältnis zu den Sprachen erörtern. Sehr früh erwachte in mir die Liebe zu fremden Sprachen, vielleicht um so mehr, als meine Heimat von allen fremdsprachigen Bevölkerungen weit entfernt war. Dass ich bei einem Besuch in Dresden als Elfjähriger einem wendischen, mir natürlich ganz unverständlichen Gottesdienst beiwohnen konnte, war mir ein großes Ereignis. Es zogen mich aber zunächst die fremdartigen Schriften an; so war die erste Sprache, mit der ich mich ganz aus freien Stücken abgab, die hebräische, noch bevor ich an dem für Philologen pflichtmäßigen Schulunterricht in ihr teilnahm. Das stand mit meinem Mittelalterbetrieb nur scheinbar im Widerstreit, in Wirklichkeit berührten sich räumlich Fernes und zeitlich Fernes seelisch miteinander. In solchen Neigungen des Kindesalters wird der Akademiker der philosophisch-historischen Klasse vorausbestimmt; in den auf das Nahe, unmittelbar Zubeobachtende gerichteten der Akademiker der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse; Käfer und Schmetterlinge waren ziemlich sicher vor mir; aus dem dritten Natur-

reich lockten mich hauptsächlich die Versteinerungen an. Auch im Erwachsenen vertrugen sich Einheimisches und Fremdes gut miteinander, nicht nur im wissenschaftlichen Sinne der gegenseitigen Durchleuchtung und Befruchtung. In der Fremde war ich stets bemüht, mich einzufühlen, und zwar, trotz meiner sehr schwachen Kräfte, nicht ganz ohne Erfolg, selbst bei einigen recht eigenartigen Völkern, wie Kymren und Basken. Aber auch an Orten wie Sylt und Pontresina, Neapel und Sevilla war ich stets froh, wenn die rauhe oder die heiße Jahreszeit die Fremden vertrieb und mir Gelegenheit zu innigerem Verkehr mit den Einheimischen gab. In der Heimat aber habe ich mich, wo immer möglich, meiner Muttersprache zu bedienen geliebt, vor allem nicht mit Landsleuten in einer fremden Sprache zu „parlieren".

Zu einer höheren Einschätzung der Sprachen bekenne ich mich, sobald es sich um den Sprachenkampf als den Kampf besonderer Kulturen handelt. Über diesen ist anderswo genug gesagt worden; ich beschränke mich hier auf die Berichtigung des Ausdruckes „territoriale Abtretungen", der in den Friedensverhandlungen eine so große Rolle spielt. Er lässt die Dinge im falschen Licht erscheinen; es kommt freilich zunächst auf den Boden an, der Hauptsache nach aber auf die Bevölkerung, die ihn bewohnt, und wiederum auf deren Sprache. Dieser darf sie unter keiner Bedingung gegen den eigenen Wunsch abwendig gemacht werden. Ich habe nie einen andern Standpunkt eingenommen, und indem ich das feststelle, glaube ich mehr als Andere das Recht zu haben, mich über das „Friedenswerk" so zu äußern, wie ich es tue. Es gab eine Zeit, da man in Deutschland sagte: Chauvinismus ist kein deutsches Wort und keine deutsche Sache. Das hat sich ganz geändert. Ich habe den Chauvinismus immer und überall als eine krankhafte Wucherung des Nationalgefühls betrachtet, als eine größere Gefahr für das Vaterland als für den Feind.

Das erste Fremdvolk, mit dem die Deutschen bei meinen Lebzeiten zusammenstießen, waren die Dänen; die Bilder von Herzog Ernst II. als „Sieger" von Eckernförde und dem in Brand geschossenen Linienschiff Christian VIII. stehen noch vor meinen Augen, das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" klingt noch in meinen Ohren; die wackern Männer, die in den Fünfziger-Jahren aus den Herzogtümern nach Gotha geflüchtet waren,

leben mir noch in sympathischer Erinnerung. Der Ausgang des Krieges von 1864 erfüllte natürlich auch mich mit Freude; ich sah darin eigentlich nur die Lösung einer dynastischen Frage, eine Genugtuung für die nationale Ehre. Eine wirkliche Abneigung gegen das Dänentum empfand ich auch damals nicht; vielleicht schützten mich Andersens Märchen davor. Zudem waren die ersten fremden Sprachen, für die ich mich interessierte, ohne zu einem dauernden und gründlichen Studium zu kommen, die holländische und die skandinavischen, also die dem Deutschen am nächststehenden gewesen. Die Grundzüge der ersteren suchte ich auf den Paketen abzulesen, in denen mein Vater den Tabak erhielt; der Norden reizte mich durch seine Mythologie: das erste Buch, das ich, wohl als Neunjähriger, von der Schlossbibliothek zu Gotha entlieh, war die verdeutschte Edda, mit der unvergesslichen Esche Yggdrasill. Als ich nun noch 1864 die Insel Sylt besuchte, entdeckte ich, dass auf deren Nordspitze List dänisch gesprochen wurde, ebenso wie ich dessen Bodenständigkeit auf der nächtlichen Postfahrt von Flensburg nach Hoyer festgestellt hatte.

Der Paragraph fünf des Prager Friedens beschäftigte mich später; ich sprach mich im Privatverkehr bei passender Gelegenheit für dessen Durchführung aus, suchte mich in Berlin über die Berechtigung der preußischen Beamten zur Drangsalierung der Dänen zu unterrichten und erfuhr endlich in den letzten Jahren, dass nach Beendigung des Krieges die dänischen Wünsche im Reichstage befürwortet werden sollten. Ihre Erfüllung geschieht nun auf anderem Wege. Zu Anfang 1914, also noch vor dem Kriege, war ein kleines Buch *Slesvig* vom Franzosen P. Varrier erschienen, das ich nur in der dänischen Übersetzung von 1918 kenne. Ich stimme ihm in allem bei, was er zugunsten der dänischen Ansprüche sagt, aber deshalb gerade empfinde ich es als Deutscher doppelt unangenehm, wenn ich bei ihm in der Einleitung lese: „Schleswig — ebenso wie die Namen Elsaß-Lothringen, Polen, Böhmen, Mähren, Kroatien, Bosnien und Herzegowina, das Trentino, Istrien, Siebenbürgen und Bukowina — wie die Namen von jedem Lande, das seinerzeit von der unersättlichen und unversöhnlichen deutschen Raubgier betroffen wurde, weckt dieser Name in der Seele den Gedanken an einen Nationalitätskrieg“. Der eigentliche Eroberer des Elsaßes war Ludwig XIV., bei der Teilung Polens

spielte Russland die Hauptrolle, die deutsche Raubgier würde, wenn sie wirklich in allen den genannten Gebieten sich betätigt hätte, immer noch weit hinter der einer jeden der heutigen drei Ententemächte zurückgeblieben sein. Die Hauptsache aber ist, dass der Verfasser den Spruch: *Tu, felix Austria, nube* nicht gekannt oder an etwas wie den Raub der Sabinerinnen gedacht haben würde. Bei einem sonst so gut bewanderten Gelehrten dürfen wir eine solche Geschichtsunkenntnis nicht erwarten; wir haben es daher wohl eher mit einer von Deutschenhass eingegebenen Geschichtsentstellung zu tun; dann aber war es um so mehr geboten, vor der Übersetzung die ganze Stelle zu unterdrücken.

Im Jahre 1876 übersiedelte ich für immer nach Österreich, und hier nahm mich lange Jahre hindurch die Sprachenfrage stark in Anspruch. Ich war halb erstaunt, halb unwillig über das Verhalten der Deutschen gegenüber den „Natiönchen", es fehlte ihnen an Kenntnis, an gutem Willen, an Kraft. Die Journalisten verstanden die Sprache gerade des Volkes nicht, mit dem sie es vorzugsweise zu tun hatten. Man spöttelte über das Tschechische als Hausknechtssprache und betrachtete das „Windische" als ein mit deutschen Wörtern durchsetztes Slawisch. Als verbissener Trotz galt es, wenn der Slawe, der des Deutschen mächtig war, sich seiner nicht bedienen wollte. Die deutsche Staatssprache vermochten die Deutschen nicht durchzusetzen. Noch mehr als die Sprachenverhältnisse in unserer Reichshälfte hielten mich die der Andern in Atem; ich habe zu diesem Zweck recht fleißig magyarische und rumänische Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Ich hatte gute Hoffnungen, als ich 1884 schrieb: „Unsere Monarchie ist ein Unikum in der politischen Geographie, aber nicht bloß als ehrwürdige Reliquie der Vergangenheit, sondern als frohes Symbol der Zukunft, sie ist — wenn doch die Verbrüderung aller Völker das letzte Ziel unseres Strebens bildet — eine großartige Versuchsstation." Auch in meinem Schriftchen *Tchèques et Allemands* (1898) werden die Tschechen keine Spur von Chauvinismus finden, sondern nur die Bekämpfung des ihrigen mit Bezug auf ihr Staatsrecht. Hammer oder Ambos! hieß es damals; ich war ein Gegner dieses Machtspruchs. Ich habe mich getäuscht; es kommt einzig und allein darauf an, in wessen Hand der Hammer ist; nicht eine Frage der höheren Sittlichkeit liegt vor, sondern eine der rohen Macht. Man lacht die Deutschen

nun aus, wenn sie ebenso aus Böhmen heraus wollen, wie früher die Tschechen aus Österreich. Diese sprechen von der geschichtlichen Einheit des Königreichs Böhmen, aber die des Königsreichs Ungarn lassen sie nicht gelten. Die Rumänen mögen sich hier loslösen, aber die Deutschen Böhmens, die doch den gleichen Anspruch auf Selbständigkeit, zum mindesten auf Selbstbestimmung haben, wird sie verwehrt.

Ich hatte einmal 1891 mit einem sehr guten, nun längst verstorbenen Freunde, auf offener Straße eine so lebhafte Erörterung über den Sprachenkampf — ich glaube, ich betonte das Wort Gerechtigkeit allzustark —, dass wir beschlossen, sie auf schriftlichem Wege zu beendigen. So ergab sich ein zeitlich kurzer, aber doch recht umfangreicher Briefwechsel. Ich habe die Briefe des Andern — von den meinigen weiß ich natürlich nichts mehr — jetzt wieder durchgelesen, und stimme seinen feinen und klaren Bemerkungen meistens zu, so z. B. wenn er gleich anfangs sagt: „Der Fortschritt der Menschheit besteht in der Sublimierung des Egoismus, nicht in der Eliminierung desselben; der Firnis wird immer feiner, aber die angeborene Farbe der Entschließung bleibt unverändert dieselbe.“ Wenn er aber später schreibt: „Dein Ideal — wenn ich Dich recht verstehe — wäre, dass die Nationen sich in dem „höheren“ Begriff der Humanität oder allgemeiner Menschlichkeit zusammenfänden, dass also, so viel wie möglich das Individuelle verwischt würde, und eine möglichst gleiche Qualität aller Menschen auf der Erde entstände,“ so muss er mich gründlich missverstanden haben; denn ein solcher Nivellierungsgedanke ist mir von jeher geradezu verhasst gewesen. In eben dem Briefe heißt es: „Ich hoffe, dass dir keine Zukunft den Glauben entreißen wird, dass die Deutschen die gerechteste und wahrhafteste Nation seien, und ich sehe auch nicht ein, warum, wenn sie es bisher gewesen sind, sie es nicht auch fernerhin bleiben sollten.“ Hier handelt es sich offenbar nur um einen Wunsch, den ich ausgesprochen hatte; der folgende Brief scheint es zu bestätigen. Ich hatte die Polenfrage aufs Tapet gebracht, und davon gesprochen, dass den Polen die einst gegebenen feierlichen Versprechungen nicht gehalten worden seien. Mein Freund verweist mich auf das Besitznahmepatent vom 15. Mai 1815, in dem kein Wort von den betreffenden Zusagen stehe. Mit Bezug auf das Ansiedlungsgesetz hatte ich den Ausdruck

„unglaubliche Roheit“ gebraucht; der andere sucht die angegriffenen Maßregeln zu rechtfertigen.

Auch heute denke ich über den Hakatismus nicht anders wie damals; aber ich gestehe, es ist mir schwer, denen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die sie Andern gegenüber so oft außer Acht gelassen haben, und nun nach dem deutschen Danzig die Hände ausstrecken. Ich entschuldige diejenigen meiner Landsleute, bei denen ich mit solchen Äußerungen Anstoß erregte, und wiederhole, was ich inbezug auf diese 1886 schrieb: „Sie sind aus dem Bemühen entsprungen, in nationalen Dingen gerecht zu urteilen und unduldsam nur gegen die Unduldsamkeit zu sein; und stets wird von dem Traumbild eines auch noch so fernen allgemeinen Völkerfriedens durch all das Wirrsal hindurch, das uns bedrängt oder bedräut, ein Schimmer leitend und erleuchtend zu mir dringen.“ Dieses Traumbild ist heute so gründlich zerronnen, dass keine Logik des Pazifismus es mir wieder zurückbringen könnte. Ich gedenke eines andern Schlusswortes von mir (1905): „Wir mögen, Deutsche und Italiener, nach unserer Eigenart unser Dasein spinnen, unsere Geschichte weben, wir schauen doch empor zu den gleichen ewigen Sternen.“ Schon in frühen Jahren hatte ich mich an der Vorstellung erquickt, dass Deutsche und Italiener gleichzeitig, wenn auch in verschiedener Weise, in verschiedenem Tempo der nationalen Einigung zustrebten; ich hatte dann als Österreicher stets ein gutes Wort für sie. Ich gönne ihnen von Herzen die Erlösung ihrer Irredenta; mögen sie es aber nicht mit der Schaffung einer deutschen Irredenta vergelten! Haben sie ihren Oberdank, so werden wir unsern Andreas Hofer haben.

Eine abgesonderte Betrachtung muss ich meinen französischen Beziehungen widmen. Ich wurde mit drei und ein halb Jahren in die französische Stunde geschickt, zu einer Madame Dufrènes, der Großmutter meines Freundes Georg Hirth, der sie „eine starke Wallonin“ nennt. Sie hatte in der Tat eine starke, nämlich mit einem Fischbein bewaffnete Hand, die mir das französische ABC beibrachte (Deutsch lesen lernte ich dann von selbst). Die mir aufgenötigte Sprache begegnete bei mir keiner Abneigung, aber auch keiner Begeisterung; erst später, aber auch nur zeitweise, erwärmte ich mich dafür. Meine Mutter hielt mich zur Beschäftigung mit dem Französischen an; „treibst Du denn auch noch Französisch?“

war eine so stehende Frage bei ihr, dass sie, die etwas an Zerstreutheit litt, einmal. als ich schon längst wohlbestellter Professor war, in einer Dämmerstunde diese Frage an mich richtete, worauf wir aber sofort beide laut auflachten. Die Mutter von ihr war des Französischen nicht kundig; ebenso wenig wohl, wie ich aus ihren Briefen zu entnehmen glaube, meines Vaters erste Frau, die dem Uradel angehörte. Mein Vater brauchte sich seiner Unkenntnis des Französischen vor der Gothaer Herrenwelt nicht zu schämen; er bedauerte sie aber. Ich ging oft in seine Kanzlei, und sagte ihm einen von der Mutter mir eingepaukten französischen Satz vor, den er mit einem Stück Schokolade oder einer Münze belohnte. Als ich, das war aber in einer späteren Zeit, ihn einmal fragte, ob er das französische Wörterbuch, das immer in seiner Nähe lag, dazu brauche, um Fremdwörter daraus zu schöpfen, wurde er ernstlich böse; er liebte es nämlich, seine meist recht glücklichen Gelegenheitsgedichte mit solchen zu schmücken.

In jener Kanzlei stand auf dem Ofen eine Büste Napoleons und bezeugte, dass der Hass gegen ihn erloschen war, wenn er überhaupt bestanden hatte. Der Herzog August nämlich war, und ebenso mein mütterlicher Großvater, ein leidenschaftlicher Verehrer Napoleons gewesen; als dieser ihm einmal sagte, er solle sich eine Gunst ausbitten, bat er ihn um einen Kuss, worauf der Andere: *Vous êtes fou.* Das war allerdings nicht ganz unrichtig; jedenfalls aber war die Anlehnung des Herzogs an Napoleon wenn auch nicht patriotisch, so doch klug, und er hat dadurch seinem Ländchen viel Ungemach erspart. Überlebsel der napoleonischen Armee habe ich in Gotha noch genug gekannt, ein solcher alter Soldat putzte bei uns morgens die Kleider aus. Gewiss war man in meiner Kindheit bei uns eher franzosenfreundlich als das Gegenteil. Wenn abends um 9 Uhr nicht weit von unserer Wohnung der Zapfenstreich geblasen wurde und man dazu trällerte: „Die Franzosen haben das Geld gestohlen, die Preußen sollen es wiederholen, trara!“, so dachte man sich nichts arges dabei.

1867 brachte ich über ein halbes Jahr in Genf zu, um mich im Französischen zu vervollkommnen. Hier lernte ich Gaston Paris kennen, mit dem ich bis zu seinem Tode die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt. Hier aber wehte mich auch der erste Hauch erbfeindlicher Stimmung an, bei Elsäßern und auch bei Schweizern:

*revanche pour Sadowa!* Doch davon habe ich anderswo gesprochen; hier will ich nur eine Erwägung anknüpfen, die mir nicht ohne Wichtigkeit zu sein scheint. Ich bin von Haus aus franzosenfreundlich und bis auf den heutigen Tag sind meine Gefühle unverändert geblieben, soweit Kunst, Wissenschaft und Lebensformen in Betracht kommen; ich habe es unter anderem peinlich empfunden, dass während des Krieges H. Bergson von deutscher Seite als Plagiator angegriffen worden ist, wobei ich ganz davon absehe, ob mit Recht oder mit Unrecht. Einen dicken Strich aber mache ich zwischen der französischen Kultur und französischen Politik; diese ist immer antideutsch gewesen, und es mutet mich wunderlich an, dass ich jetzt in Deutschösterreich von ihr als etwas Natürlichem oder Wünschenswerten reden höre. Dass nun die Neutralen die Bewunderung, die sie der Kultur zollen, vermittelst einer innern Gaukelei auf die Politik übertragen, ist fast selbstverständlich. Nach der napoleonischen Gewaltherrschaft über Europa war Frankreich der ewige Störenfried; haben wir Frankreich bedroht oder hat es uns bedroht? Waren wir zu dem Militarismus, den man uns zum Vorwurf gemacht hat, nicht gerade durch unsere Nachbarn gezwungen, bei denen — *la grrrande nation* — der militärische Ruhm in größerem Ansehen stand, als bei irgend einer andern Nation Europas? Der Schrei nach dem deutschen Rheinland ist bei ihnen nie verstummt; ich entsinne mich nicht, irgend einen Neutralen gelesen zu haben, der ihn entschieden verurteilt hätte. Foch hat diesen Anspruch kurz und bündig verteidigt: der Rhein ist die natürliche Schutzgrenze *(barrière)* der Zivilisation. Meint er die Zivilisation des Unterseekriegs oder die der Hungerblockade?

Was sich 1870 zutrug, erinnert mich an eine alte Fabel: ein Hund mit einem schönen Stück Fleisch im Maul sieht im Wasser dessen vergrößertes Spiegelbild, schnappt nach diesem und läßt dabei das wirkliche Stück fallen. In den Augen der Neutralen scheint es für die Franzosen kein Verbrechen zu sein, deutsches Land zu nehmen, wohl aber für die Deutschen, ein großes deutsches Land wiederzunehmen. Die „moralischen Eroberungen", auf die ich 1871 gehofft hatte, haben sich nicht verwirklicht; sonst würde das Elsaß wenn nicht staatlich, so doch sprachlich deutsch geblieben sein. Nach französischen Grundsätzen ist das nicht zu erwarten; auch die Neutralen erheben dagegen keinen Einspruch; selbst die Dänen,

die sich sehr dagegen wehren, dass die Sprache Nordschleswigs nicht dänisch, sondern nur ein dänisches Patois sei und die mit Recht die Befreiung dieser Sprache von der Obergewalt der Deutschen anstreben, erkennen rückhaltlos die des Französischen über das deutsche Patois an, ja verlangen, dass das Selbstbestimmungsrecht hier nicht zur Ausübung komme (wogegen sich Bovet in *Wissen und Leben* April 1919 sehr gut wegen der *„deux raisons du principe et de l'exemple,"* also im Sinne der *logique française* und des *bon sens français* ausspricht). Ein Schulbeispiel für das zweierlei Maß! Es gibt noch einen andern Umstand, der die Franzosen in ihren Beziehungen zu andern Völkern uns gegenüber außerordentlich begünstigt, ihre geographische Lage. Sie können sich mit den Russen, den Polen, den Tschechen, mögen diese auch untereinander noch so schlecht stehen, die Hände in gleicher Herzlichkeit drücken; der Händedruck vollzieht sich ja über den Köpfen der Deutschen. Was würde es sein, wenn die Franzosen und Slawen Nachbarn wären? Ich schließe diesen Abschnitt mit dem Ausdruck meiner Überzeugung, daß die Franzosen an ihrem Kriege mit uns, der aus dem von ihnen verschuldeten von 1870 hervorgegangen ist, ebenfalls die Hauptschuld tragen.

Zu guterletzt noch ein Wort über meine Stellung zu den Engländern. In Literatur und Wissenschaft bewundere ich sie; an den sehr wenigen Engländern, mit denen ich näher bekannt geworden bin, habe ich Gefallen gefunden; als politisches Volk sind sie mir wegen ihres Hochmutes sehr unangenehm. Aber meine Abneigung ist am stärksten gegen die nachgemachten Engländer unter uns Deutschen. Wenn man z. B. auf einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd gelegentlich einer leichten Ausstellung vom „Steward" die Antwort bekommt: hier herrscht englische Sitte, so erinnert man sich doch jedenfalls, dass man ein Deutscher ist. Gegen England haben wir keinen eigentlichen Verteidigungskrieg geführt, eher einen Schutzkrieg, nämlich für die Freiheit der Meere und für den vielverspotteten „Platz an der Sonne". Mir zufolge erheischt einen solchen die Erhaltung unseres Volkstumes; mit Kummer erfüllte es mich, die andauernde massenhafte Entvolklichung der Deutschen auf der ganzen Erde wahrzunehmen. An Eroberungen habe ich, zum Unterschied von manchen meiner Landsleute, nicht im Traume gedacht. Wir haben vielleicht einst, vor einem Jahrtausend, Fremd-

sprachige unserem Volkstum zu gewinnen verstanden; diese Kunst ist uns verloren gegangen. Unsere heutige Aufgabe beschränkt sich darauf, uns, das heißt das Deutschtum, zu erhalten; doch sollen auch die Ratten, die das sinkende Schiff zu verlassen wünschen, ihr Selbstbestimmungsrecht nicht verlieren. Wem man zurufen darf: Vergiss nicht, dass du ein Deutscher bist, der ist schon kein Deutscher mehr. Auch die andern schönen Sprüche und Lieder, in denen sich das Wort „deutsch" vordrängt, haben für mich keinen anheimelnden Klang. Was bedeutet das „mit deutschem Gruss" bei einem, der nur die deutsche Sprache kennt und nicht Gefahr läuft, eine andere zu erlernen? Im Frühjahr 1903 weilte ich in Assuan (Oberägypten); als ich einmal an der protestantischen Mission vorüber kam, hörte ich, wie die Zöglinge das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" sangen oder vielmehr, für den bevorstehenden Besuch des deutschen Kronprinzen, einübten. Dieses „Deutsche Frauen", „Deutscher Wein" . . . kam mir aus dem Munde brauner und schwarzer Knaben und Mädchen fast lächerlich vor; das hat mich aber nicht gehindert, vor einigen Jahren das Lied gegen französische Missdeutung zu verteidigen. Gewiss wird die Sprache nicht nur durch die Macht geschützt und gestützt, sie ist auch Machtmittel; aber wir haben sie als solches nicht zu verwenden gewusst. Wir haben den Namen Deutschösterreich amtlich festgelegt und damit scheinbar eine verhasste Erbschaft übernommen, als ob die Träger des alten österreichischen Absolutismus nur Deutsche und seine Opfer nicht auch Deutsche gewesen wären.

Wenn ich mich in Bezug auf den Ursprung des Krieges nicht einmal einer Gedankensünde schuldig fühle, so bin ich mir nicht gleich anfangs über das große Unrecht, das Belgien zugefügt worden ist, im klaren gewesen, aber doch lange vor dem Zusammenbruch. Aber über alles, was die Schuld anbelangt, kann man sich ja vernünftigerweise gar nicht unterreden; man hat die Monologe der Macht anzuhören, die sich in den richterlichen Talar gehüllt hat. Wahrheit und Logik erhalten einen Faustschlag um den andern ins Gesicht. Wir mögen überall von „Hunnentum" reden, und uns darüber streiten, ob es eindringlicher durch die mythischen verstümmelten Kinder zu Anfang des Krieges oder durch die wirklichen verhungerten zu Ende des Krieges dargestellt werde; wir sollten aber nie von „Hunnen" reden. Die Völker sind im Grunde

gleich gut oder gleich schlecht. Und wären sie es nicht, so müsste man es voraussetzen, wollte man an einen Völkerbund denken. Was man in Paris vorbereitet, ist nur ein Hohn auf den Völkerbund. Wie wird jetzt der Pariser Bourgeois schmunzeln, wenn er die Worte liest, mit dem Zola sein *Paris* schließt:

„Paris flambait, ensemencé de lumière par le divin soleil, roulant dans sa gloire la moisson future de vérité et de justice."

Man *humbugsierte* die Deutschen in einen engen Hafen hinein, an dessen Eingang das Riesenstandbild der Freiheit zu stehen schien; in Wirklichkeit war es das der Sklaverei; man wollte uns, wie das bei gewissen Arten des Fischfangs geschieht, bequem einfangen und abschlachten. Wenn die Deutschen Sünden begangen haben, so vor allem gegen sich selbst; mit andern Worten: mehr Torheiten als Sünden. Und nun fallen sie in ihre alten Torheiten zurück; sie setzen die „vereinten" Kräfte ein, aber nur, um nach allen Richtungen auseinanderzugehen. Aufbau, ja, aber jeder nach seinem eigenen, meistens recht veralteten Bauplan! Doch ich beklage mein Volk zu sehr, um es anzuklagen; ich liebe es in seinem tiefen Unglück mehr als je auf sonniger Höhe. Sehr gute Freunde von mir, Neutrale, aber mit tadellosem Ententeherzen, haben mich zu schonen geglaubt, indem sie von jeder Teilnahmsbezeugung absahen; doch indem sie stillschweigend das Deutschtum von mir abstreiften, fanden sie, dass nichts übrig blieb. So haben mich denn die einfachen, alltäglichen, vielleicht gedankenlosen Worte eines nordwestlichen Neutralen geradezu gerührt, wohl deshalb, weil sie etwas ganz Ausnahmsweises darstellten: „Mit meinen herzlichsten Wünschen für Ihre Gesundheit wie auch für eine glückliche Zukunft Deutschlands und Deutsch-Österreichs . . ."

GRAZ, 31. Mai 1919 HUGO SCHUCHARDT

□□□

# EINE FRANZÖSISCHE ZEITSCHRIFT DIE MAN LESEN MUSS

Immer wieder hört man sagen, dass die letzten Wahlen in Frankreich „gute Wahlen" gewesen sind. „Ce sont de *bonnes* élections". Das höre ich so oft, und von so ausgesprochenen „Bourgeois", dass ich mich immer mehr vom Gegenteil überzeuge... Wie kann man aber aus der Ferne so kompli-